



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tholischen Pfarrer so. Erst dieser Tage erfuhr ich von einem, der den ärmern unter seinen Kirchkindern — das Dorf ist ganz katholisch — nicht einen Morgen Pachtacker abläßt, und wenn sie ihn kniefällig darum bitten. Er hat die ganze Widmut dem gnädigen Herrn verpachtet, der, nebenbei bemerkt, Protestant und Millionär ist. Höchst wahrscheinlich ist der keckerische Junker dem Pfarrer nicht weniger zuwider, als dieser, ein richtiger Pfaffe der allerunangenehmsten Sorte, dem feingebildeten stolzen protestantischen Freiherrn; aber darin sind beide einig, daß sie den armen Bewohnern ihres Dorfes keinen Scholle des Ackers gönnen, der nach der ursprünglichen Idee der Kirche das *patrimonium pauperum* sein soll. Der Papst hätte, anstatt sich in seiner Encyklika mit Dingen zu befassen, die andre Leute besser verstehen und gründlicher zu besorgen vermögen, lieber solchen Geistlichen den Text lesen sollen.

In mehreren Gegenden haben auch die evangelischen Pfarrer Widmuten. Die katholischen haben keine Familie und können daher, ohne dabei sonderliche Opfer zu bringen, über den Pfarracker stiftungsgemäß verfügen; um so härtern Tadel verdienen sie, wenn sie es nicht thun. Den evangelischen fällt es um so schwerer, je reichlicher ihr Kinderseggen gewöhnlich ist; Ehre ihnen, wenn sie sich dennoch diesen Zweig sozialer Wirksamkeit nicht entgehen lassen! In manchen Kleinstaaten freilich, wie in Baden, ist ihnen die freie Verfügung über den Pfarracker entzogen. Man sage nicht, die Zahl der ländlichen Familien, denen auf solche Weise ihre Existenz gesichert werden könnte, sei zu klein, als daß sie bei der großen sozialen Frage in Betracht kommen könnte. Erstens giebt es in sozialer Beziehung nichts Kleines, für die Wertschätzung des Christen, dem jede einzelne Menschenseele, geschweige denn eine ganze Familie teuer ist, schon lange nicht. Sodann aber kommt alles auf die Wiederbelebung des rechten Geistes an. Der Erfolg großartiger Reformgesetze ist stets zweifelhaft. Unzweifelhaft ist nur das, daß gesundes Leben aus dem gesunden Geiste hervorgeht, der im ganzen Volk in tausenderlei, je nach Umständen verschiedenen Gestalten thätig sein muß, und daß das Volk einem in sozialen Mißbildungen sich äußernden Siechtum verfällt, wo der rechte Geist fehlt. Fehlt er aber an Stellen, wo man ihn am ehesten zu erwarten berechtigt ist, dann fehlt er meistens überhaupt.



Litteratur

Arbeitseinstellungen und Fortbildung des Arbeitsvertrages. Berichte von G. Auerbach, W. Log und F. Zahn, im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben und eingeleitet von L. Brentano. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890

Die Gedanken, denen Brentano und seine Schüler Geltung zu verschaffen suchen, sind folgende. Die Befreiung des ländlichen und gewerblichen Arbeiters von den mancherlei Fesseln, die er im Zeitalter des Feudalismus und der Zünfte zu tragen hatte, war der Idee nach ein Fortschritt, der aber vorläufig eine Verschlechterung seiner wirklichen Lage zur Folge hatte. Der „freie Arbeitsvertrag“ war eine Lüge, so lange der einzelne Arbeiter dem einzelnen Unternehmer gegen-

überstand, dem er seine Arbeitskraft unter jeder Bedingung zu verkaufen gezwungen war, die diesem zu stellen beliebte. Dieser Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen dem gesetzlichen und dem thatsächlichen Zustande hatte eine lange Reihe von erbitterten Kämpfen zur Folge, die mit ArbeitsEinstellungen und Aussperrungen geführt wurden, und bei denen sich, in England wenigstens, der gegenseitige Haß in blutigen Greueln Luft machte. Nach und nach erkämpften sich die Arbeiter ihre Organisation in Gewerkvereinen und zwangen oder veranlaßten die Unternehmer, sich ebenfalls zu organisiren. Zwischen diesen beiden Organisationen werden seitdem die Arbeitsbedingungen in friedlichen Unterhandlungen vereinbart, und für individuelle Streitigkeiten, d. h. für Meinungsverschiedenheiten über die Ausführung der vereinbarten Bedingungen, die in einzelnen Fabriken oder Gruben entstehen, sind Schiedsgerichte und andre Einrichtungen eingeführt. Dadurch ist ein Doppeltes erreicht worden. Erstens ist an die Stelle der erbitterten und nie ohne große Schädigung beider Teile verlaufenden Massenkämpfe die friedliche und verständige Unterhandlung getreten. Sodann kann der freie Arbeitsvertrag jetzt als einigermassen verwirklicht gelten; die Arbeiter üben Einfluß auf die Vereinbarung der Arbeitsbedingungen, und es ist nicht mehr der reine bittere Hohn, wenn sie als vertragschließende Partei bezeichnet werden. Auf diese Stufe ist die Entwicklung in einem großen Teile der englischen Industrie gediehen, in Deutschland wenigstens in einem, im Buchdruckgewerbe. Für diese Grundansicht bringen die Abhandlungen des vorliegenden fünfundvierzigsten Bandes des Vereins für Sozialpolitik neues Beweismaterial bei. Auerbach stellt „die Ordnung des Arbeitsverhältnisses in den Kohlengruben von Northumberland und Durham“ dar und druckt unter andern das Protokoll einer der merkwürdigsten Schiedsgerichtsverhandlungen wörtlich ab. Dr. Vogt behandelt „das Schieds- und Einigungsverfahren in der Walz- und Stahlindustrie Englands“ und Zahn „die Organisation der Prinzipale und Gehilfen im deutschen Buchdruckgewerbe.“ In der Einleitung stellt Brentano die Ergebnisse dieser Spezialforschungen zusammen. Er kommt dabei auf das neue deutsche Gesetz über die Gewerbegerichte zu sprechen, die als Einigungsämter fungiren sollen, wenn sie von beiden Teilen angerufen werden, und gelangt zu einem sehr abschließigen Urtheile über diese Einrichtung. Er findet, daß ein Einigungsverfahren, das diesen Namen verdiene, ohne eine der englischen ähnlichen Arbeiterorganisation schlechthin undenkbar sei. Das Vorurteil gegen diese Organisationen wird in Deutschland planmäßig gehegt und verbreitet. Vom Jahre liefen durch die deutschen Zeitungen eine Anzahl Berichte über Vorkommnisse und Zustände in den englischen Gewerkvereinen, die alle von einer bestimmten Stelle ausgingen. Brentano weist nach, daß sie sämtlich auf böswilliger Verdrehung des Wortlauts von Gewerkevereinsstatuten beruhen. Auch den Einwurf, daß die Gewerkvereine sich wohl bei den nordenglischen Arbeitern, „ernsten, kühlen, fast puritanisch finstern Männern,“ bewähren möchten, bei den angeblich leichtsinnigen, leidenschaftlichen und zuchtlosen deutschen Arbeitern aber nicht durchzuführen seien, läßt er nicht gelten. Er erklärt die Vorstellung von der natürlichen Vernünftigkeit des englischen Arbeiters für ein Märchen. Aus der Geschichte der englischen Arbeiterbewegung ist bekannt, daß die englischen Arbeiter, einschließlich der nordenglischen Grubenarbeiter, noch vor fünfzig Jahren roh wie das liebe Vieh gelebt und sich in den Kämpfen mit den Unternehmern wie unvernünftige Bestien benommen haben. Vernunft und Disziplin haben sie erst in ihrer Organisation gelernt, die sie sich mühsam erkämpft haben. Und was die heutigen Grubenarbeiter Nordenglands angeht, so sind diese angeblichen Puritaner zu einem großen Teil Walliser und Iren.

Wir glauben natürlich nicht, daß die Gewerkvereine die soziale Frage zu lösen imstande sein werden; dazu gehört noch verschiedenes andre. Aber für die Lösung dieser einzelnen Frage: die Verwirklichung des freien Arbeitsvertrages und die friedliche Beilegung der Streitigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern in der Großindustrie halten auch wir sie für die unentbehrliche, durch nichts anderes zu ersetzende Grundlage. Das Studium des Buches ist allen Beteiligten dringend zu empfehlen.

Die Sozialreform und der Kaufmannsstand. Von Dr. Georg Adler, a. o. Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg i. B. (Sonderabdruck aus den „Annalen des Deutschen Reichs“ 1891.) München und Leipzig, G. Girtz, 1891

Es ist kein kleines Stück Glend, was der Verfasser in seiner Schrift aufdeckt, und marschirt auch England, wie sich das bei solchen Sachen von selbst versteht, an der Spitze, so sieht es doch auch in den deutschen Gewürzkrämläden nicht besonders hübsch aus. Wie die meisten sozialen Reformvorschläge, laufen auch die des Verfassers zuguterletzt auf zwei hinaus: Verkürzung der Arbeitszeit durch Staatszwang und Abwehr des Zudrangs durch körperchaftliche Gliederung des Standes.

Metaphysik. Eine wissenschaftliche Begründung der Ontologie des positiven Christentums von Theodor Weber. Zweiter Band: Die antithetischen Weltfaktoren und die spekulative Theologie. Gotha, F. A. Perthes, 1891

Wenn sich ein Gelehrter in unsrer Zeit die philosophische Begründung des Christentums zur Lebensaufgabe macht, so sind natürlicherweise Hochachtung vor dem Manne und Freude über seine Leistungen die ersten Empfindungen, die das Erscheinen eines neuen Buches von ihm erregt. In diese frömmern Empfindungen hat sich aber, als wir Webers Metaphysik durchblätterten, noch eine andre, recht gottlose gemischt: die Schadenfreude. Man denke: Professor Weber, ein bekannter Führer der Altkatholiken, hat in Hunderten von Versammlungen den Papst bekämpft. In diese Versammlungen sind damals, als der Kampf gegen Rom noch für ein Verdienst um das Vaterland galt, Professoren, Gymnasiallehrer, Richter, Gerichtspräsidenten, Ärzte und Verwaltungsbeamte geströmt. Alle akademisch gebildeten Zuhörer haben ihm das Zeugnis gegeben, daß er ein klarer Kopf und daß seine Beweisführung von zwingender Gewalt sei. Und nun beweist dieser klare Kopf und scharfe Logiker, ausgerüstet mit dem ganzen Waffenvorrat der modernen Philosophie und der heutigen Naturwissenschaft, nicht etwa bloß das Dasein eines nebelhaften Gottes, sondern die Dogmen der Kirche der ersten vier Jahrhunderte. Er begnügt sich nicht damit, Zweifel an der Möglichkeit eines Jenseits zu beseitigen, sondern er beweist mit Vernunftgründen, daß das Jenseits genau so aussehen müsse, wie der Kirchenglaube es darstellt: anders als dreipersonlich könne Gott gar nicht gedacht werden, und die Existenz der Engel und Teufel sei wissenschaftlich so gesichert wie die der chemischen Elemente. Den Thomas von Aquin, der da meint, die Schöpfung aus nichts könne wohl geglaubt, aber nicht bewiesen werden, und der ihm den Wesensunterschied von Gott und Welt, Geist und Körper, Mensch und Tier nicht scharf genug darstellt, tadelt er als einen Aristoteliker, schlechten Christen und Semipanthelsten; auch Männer wie Carriere und sein persönlicher Freund und altkatholischer Kampfgenosse Johannes Huber finden als Semipanthelsten keine Gnade vor seinem strengen Gericht. Nach der Überzeugung „aller Gebildeten“ war nun nicht allein die schon im vorigen Jahrhundert abgethane christliche Dogmatik,

sondern auch der Gott eines Plato, eines Leibniz, eines Rousseau und Voltaire so vollständig aus der Welt hinausgefegt, so sorgfältig jede Ritze verstopft, durch die dieses „Phantasiegebilde“ wieder hätte hereinschlüpfen können, daß die „entgötterte Welt“ so gut wie das Einmaleins als ein Element unsrer Bildung erschien, und daß es zum guten Ton gehörte, zu behaupten, für einen Gott sei ja gar kein Raum mehr in der Welt übrig, seitdem Kopernikus seinen Wohnsitz, den Himmel, zerstört habe. Und nun setzt sich Professor Weber auf seine Kathedra und sagt den Herren: Noch eine kurze Frist wird euch zu eurer Bekehrung gegönnt, laßt ihr die ungenüßt verstreichen, so verfallt ihr dem ewigen Tode unheilbarer Lächerlichkeit! Er sagt es nicht geradezu, daß er alle, die das Zwingende seiner Beweisführung nicht einsehen, für dünne Kerle hält, aber er läßt es in jeder Zeile durchblicken. Er ist sich bewußt, „das Ganze der Ontologie des positiven Christentums so unter Dach und Fach gebracht zu haben, daß es gegen alle Angriffe der in breiten Strömen sich ergießenden durch und durch antichristlichen Wissenschaft ein- für allemal geschützt und sicher sei.“ (Vorwort S. I.) Und S. 468 schreibt er: „Phantasterei ist die von uns zur Geltung gebrachte Transcendenz der menschlichen Erkenntnis [die Behauptung, daß es nicht bloß ein Jenseits gebe, sondern daß wir von diesem Jenseits auch eine zuverlässige wissenschaftliche Erkenntnis erlangen können] eben nicht, sondern sie ist volle und vollkommen beweisbare Wahrheit, so sehr sich auch die Kurzsichtigkeit aller derer, die in den Banden des Kantischen Kritizismus gefangen liegen, gegen die An- und Aufnahme derselben eine Zeit lang noch sträuben mag.“ Und da soll sich einer, dem die Metaphysik schon so viel Ärger bereitet hat, nicht vor Schadenfreude die Hände reiben! Da müßte man ja schon ein Dreiviertelheiliger sein!

Webers System und das ihm zu Grunde liegende Günthersche darzustellen, ist hier so wenig der Ort, wie seine Ausführungen zu kritisieren. In ersterer Beziehung bemerken wir nur, daß dieses System so beachtenswert und dabei interessanter und leichter verständlich ist als manches andre, z. B. als das Hegelsche. Was aber die Kritik anlangt, so liefert ihr Webers Buch gar reichlichen Stoff. Einen köstlichen Bissen für die Kritiker wird die „Naturesubstanz vor der Differenzierung in Atome“ abgeben, die sich Weber als eine im unendlichen leeren Raum schwimmende, begrenzte, kugelförmige Masse, und zwar als ein Continuum im streng philosophischem Sinne des Wortes vorstellt; den meisten Philosophen werden beim Lesen dieses Abschnitts (S. 199 ff.) die Haare zu Berge stehen. Für uns ergibt sich aus Webers Metaphysik vor allem eine neue Bestätigung unsrer alten Ansicht, daß jedes philosophische System nur für seinen Urheber zwingende Beweiskraft hat.

Mechanismus und Teleologie. Eine Abhandlung über die Prinzipien der Naturforschung von Dr. Franz Erhardt. Leipzig, Reissland, 1890

Der Verfasser weist erstens nach, daß Mechanismus und Teleologie nicht unvereinbar sind, womit er längst gethane Arbeit noch einmal thut. Locke und E. von Hartmann, die so verschieden unter einander sind, haben den Nachweis jeder in seiner Weise geführt, und der Nachweis ist nicht schwierig; gehört es doch zum Wesen einer Maschine, daß sie einen Zweck habe, und wenn man die Welt für einen Mechanismus erklärt, so ist damit auch schon ausgesprochen, daß sie von einem Meister gebaut und zweckmäßig eingerichtet sei. Zweitens sucht Erhardt nachzuweisen, daß sich das Reich der Mechanik nicht über die Organismen erstreckt, und daß zu deren Erklärung außer den chemischen „Kräften“ auch die von der modernen Naturwissenschaft beseitigte Lebenskraft zu Hilfe genommen werden müsse.

Diesen Versuch halten wir für verunglückt. Die chemischen „Kräfte,“ die „organischen, teleologisch wirkenden Prinzipien“ sind undenkbar Dinge. Vollkommen klar ist uns nur zweierlei. Erstens die Kraft des menschlichen Willens. Diese Kraft ist die einzige, die wir kennen, weil wir selbst diese Kraft sind. Zweitens der Verlauf der mancherlei sich in der Welt kreuzenden körperlichen Bewegungen, mag der Anstoß zu ihnen von einem menschlichen Willen oder von andern uns unbekanntem Kräften ausgegangen sein. Was gewinnen wir, wenn wir dieses Gebiet des uns Bekannten, des Berechen- und Übersehbaren verlassen und uns wieder in das dunkle Reich mystischer Kräfte zurückbegeben? Wir gewinnen nichts und verlieren die drei großen Vorteile der mechanischen Naturerklärung. Diese sind, daß alle Naturereignisse in ursächlichen Zusammenhang mit einander gebracht, daß sie vorstellbar gemacht und daß sie der Berechnung, Messung und Voraussagung unterworfen werden können. Auf S. 48 sagt der Verfasser zur Verteidigung seiner Kräfte: „Zugestanden, daß das Wesen der Kraft wie das der Materie viele Rätsel in sich schließt, so muß man sich doch für die Naturerklärung an dasjenige halten, was an jenen beiden Begriffen klar ist, und um jener Rätsel wegen nicht auch dies wenige von Klarheit und Erkenntnis hinwegwerfen. . . . Kraft ist die Ursache der Bewegung oder des Widerstandes, welchen ein Körper dem andern leistet; dies Wesen der Kraft kennt jeder aus eigener Erfahrung.“ Um Vergebung! Das kennt niemand aus eigener Erfahrung, wenn chemische oder organische Kräfte gemeint sind. Die einzige Kraft, die wir aus Erfahrung kennen, ist die des geistigen Antriebes. Wir wissen, was unsre Beine in Bewegung setzt, wenn wir einem Freunde entgegen oder auf den Skatistisch zu eilen, und wir wissen, was den gestoßenen Billardball in Bewegung setzt. Wie unser Geist es anfängt, mit Hilfe der Nerven die jedesmal passenden Muskelspannungen zu bewirken, das wissen wir zwar nicht, aber den Geist selber, die bewegende Kraft kennen wir. Wollten wir berechtigt sein, zu sagen, wir kennten das Wesen der chemischen und organischen Kräfte, so müßten wir in die Molekeln Gespensterchen hinein dichten, die nicht allein, wie Häckels Plastidule, mit unbewußtem Gedächtnis, sondern auch mit unbewußter Liebe und unbewußtem Haß begabt wären, und warum dann nicht gleich bewußtes Gedächtnis, bewußte Liebe und bewußten Haß annehmen, wenn die Materie nun einmal belebt sein soll? Wollen wir uns das Treibende, Hemmende und Verändernde in der Materie nicht als eine Anzahl von Atomgeisterchen denken, so bleibt nur die Annahme eines einzigen Geistes übrig, dessen Wille die Atome bewegt, des göttlichen Geistes, des aristotelischen *primum movens*. Das ist eine Kraft, die wir uns vorstellen können, weil wir nur unsern eignen Geist in unendlicher Vollkommenheit zu denken brauchen.

„Wenn freilich, sagt Erhardt in einer Anmerkung, solche Äußerungen [wie der Satz Fehners: Kraft ist ein Hilfsausdruck zur Darstellung der Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung] bloß ein Ausdruck bescheidener Zurückhaltung sein sollten, dann ist dagegen nichts einzuwenden; nur darf in diesem Falle der Physiker nicht behaupten wollen, daß er uns die Naturvorgänge erkläre; alles, was er uns giebt, ist dann weiter nichts, als eine Beschreibung.“ So ist es in der That! Der Physiker ermittelt, in welcher Reihenfolge die Erscheinungen einer jeden Art, die chemischen, die elektrischen, die Wärmeerscheinungen jedesmal verlaufen, und nachdem er diese Reihenfolge ermittelt hat, beschreibt er sie. Welche Macht die Veränderungen hervorbringt und sie gerade in dieser und in keiner andern Ordnung an einander kettet, das weiß er nicht, und das wissen wir auch dann nicht, wenn wir dieser geheimnißvollen und unbekanntem Macht einen Namen beilegen und sie

chemische Verwandtschaft, Elektrizität, Lebenskraft u. s. w. nennen. „Teleologisch wirkende Prinzipien,“ die nicht bewußte Geister sein sollen, sind, wie gesagt, undenkbbare Dinge. Entweder also muß man unendlich viele Elementargeister annehmen, die wunderbarerweise so gestimmt sind, daß sie nach einem unabänderlich festgehaltenen Plane in vollkommener Harmonie an dem Aufbau der Weltkörper und der organischen Gebilde arbeiten, oder man muß an einen einzigen Geist glauben, der die Elemente planvoll wirken läßt. Wer sich um Gott herumdrücken will, der muß auf die Erklärung der Welt verzichten und sich auf ihre Beschreibung beschränken.

Auf einen einzelnen Irrtum möchten wir noch aufmerksam machen. Die atomistische Hypothese stützt sich u. a. darauf, daß Farben und Töne nichts in den Dingen Liegendes, sondern nur Wahrnehmungen unsrer Seele sind, und daß das, was diesen Wahrnehmungen der Seele in den Dingen entspricht, nur eine Reihenfolge von Stößen ist, die den Äther oder die Luft in rhythmisch schwingende Bewegung versetzt. Der Verfasser meint nun, mit den chemischen Unterschieden zwischen den Elementen verhalte es sich anders, diese seien „objektiver Natur.“ Sonderbare Vorstellung! Die chemischen Elemente unterscheiden sich unter einander einerseits durch Farbe, Glanz, Geschmack und Geruch, was alles Wahrnehmungen der Seele sind, andererseits durch Härte und Schwere, d. h. durch die Festigkeit des Zusammenhanges und die Anzahl der Atome, sowie durch die Verwandtschaft, d. h. die Neigung der Atome, bei der Annäherung an ein anderes Element Ortsbewegungen auszuführen, was alles rein mechanische Verhältnisse sind.

Daß die Bewegungen der Atome, wenn sie nicht zweckmäßig geleitet würden, keine Pflanzen und Tiere zu stande bringen könnten, das stellt der Verfasser einleuchtend genug dar und bringt viel Zutreffendes zur Sache bei. Nur sollte er nicht vergessen, daß auch in dem Gebiete, das er der Mechanik überläßt, die erste ordnende Ursache, der Wille Gottes, nicht entbehrt werden kann; könnte die Materie ohne ihn gedacht werden, so würde sie sich doch nicht ohne ihn zu Sonnen und Erden zusammenballen. Und diese erste Ursache, die auch im Gebiete der im engeren Sinne verstandnen Mechanik nicht entbehrt werden kann, reicht mit der Mechanik zusammen auch hin, die Erscheinungen der Chemie und des organischen Lebens zu erklären.

Emil Brauns Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg. Herausgegeben von R. Chwald. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1891

Emil Braun, der Kunsthistoriker, der Mitbegründer der archäologischen Forschung auf dem klassischen Boden Rom's, tritt uns in diesem Briefwechsel mit den Begründern der deutschen Philologie als liebevoller Verehrer und eifriger Erforscher deutscher Sprache und Dichtung der Vorzeit entgegen, als Schüler der Brüder Grimm und als junger, fast wie ein Sohn geliebter Freund des alten Herrn von Laßberg, des greisen Jägersmannes mit dem jugendlichen Herzen, Meister Sepps von Eppishusen, wie er sich gern genannt hat. Über Brauns Verkehr mit diesen Männern wie mit andern Germanisten (z. B. Schmeller) bringt der Briefwechsel ausführliche Nachrichten, die für die Biographie Brauns selbst wie für die seiner Lehrer wichtige Beiträge enthalten; so lassen sie uns in das herzliche Verhältnis Schmellers zu Laßberg Einblick thun, geben Aufschlüsse über die Person des jungen Engländer's Cleasby, des Studienfreundes von Braun u. a. m., alles Beiträge, die dem deutschen Philologen für die Geschichte seiner Wissenschaft

von Wichtigkeit sein werden. Aber auch wer nicht als Gelehrter das Buch in die Hand nimmt, wird seine Freude daran haben. Tritt uns doch die Wissenschaft, die sich heute in den tiefsten Geheimnissen der Sprachgeschichte zu vergraben und über die dunkelsten Rätsel der Lautentwicklung zu grübeln liebt, hier in ihren jungen, lebens- und arbeitsfrohen Anfängen entgegen, wo man aus dem reichen Quell der alten, neu entdeckten Dichtung aus dem Vollen schöpfen und für die Allgemeinheit schaffen konnte. Jeder Leser wird von der starken und tiefen Begeisterung für die gemeinsame Thätigkeit, die das ganze Buch durchweht, mit entzündet werden.

Vorausgeschickt ist den Briefen die eigne Lebensbeschreibung Emil Brauns aus einem Gesuch an den Herzog Ernst I. von Koburg-Gotha vom Jahre 1833, am Schlusse hat der Herausgeber eine Reihe von Anmerkungen teils persönlichen, teils litterargeschichtlichen Inhalts beigegeben, die kurz zusammenfassen, was zum Verständnis der Briefe notwendig ist. Zur besondern Zierde gereicht dem hübsch ausgestatteten Bändchen ein in Heliogravüre vervielfältigtes Brustbild Emil Brauns, das freilich nicht den Jüngling zeigt, dessen lebhaften Geist und bewegliches Gemüt die Briefe wieder spiegeln, sondern den gereiften Forscher späterer Jahre.

Sonderbare Gestalten von Heinrich Seidel. Leipzig, N. G. Viebeck, 1891

Im vorigen Jahre hat Heinrich Seidel seinen braven Leberecht Hühnchen gerührt und rührend zu Grabe getragen. Nun führt er uns neue „sonderbare“ Gestalten vor. Seine Form hat sich nicht wesentlich verändert, wenn er auch diesmal die für einen Erzähler unentbehrliche Kunst der Spannung in einem bisher bei ihm nicht bekannten Maße offenbart. Es ist wieder namentlich der Idyllendichter, der uns mit seiner Freude am Kleinen, mit seiner sorgfältigen, behaglichen Einzelmalerei erfreut und sie durch sein klares Auge, seine gesunde und innige Empfindung in die dichterische Region erhebt. Kleine Stimmungsbilder aus Wald und Feld, zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, aus dem Leben der Großstädter, in- und außerhalb Berlins, Schilderungen museumartiger Junggesellenwohnungen folgen einander am Faden schlichter Erfindungen und fesseln durch die Reinheit der Sprache, durch den heitern Grundton des Erzählers, dem es auch nicht an Witz und bescheidner Satire mangelt. Von den sechs Stücken des Bändchens ordnen sich nur die zwei ersten dem Titel „Sonderbare Gestalten“ zwanglos unter. Der „Schwarze See“ aus dem Jahre 1871 ist wohl das schwächste Stück, interessant nur, weil es die ursprünglich so einseitige Neigung des Dichters zur Schilderung ruhender Zuständlichkeit bezeugt. Hier nehmen die Beschreibungen im Verhältnis zu der spät einsetzenden eigentlichen Erzählung doch zu viel Raum ein. Die Einseitigkeit des Dichters zeigt sich auch in seiner unfreien Satzfügung, die in eintöniger Weise Bemerkung an Bemerkung fügt und des nötigen Wechsels entbehrt. Lebhafter ist der um sieben Jahre jüngere „Herr Omnia“ ausgeführt; man möchte es ein Reisesouvenir nennen. Die Sonderbarkeit des Herrn Omnia, der bürgerlich Schermäusel heißt und seinen lateinischen Namen daher hat, daß er omnia secum portat, ein wanderndes Hotel ist, in zahllosen Taschen die anspruchsvollen Hilfsmittel eines touristischen Großstädters mit sich führt, weiß Seidel schließlich in sehr heiterer Weise novellistisch zu verwerten. Anspruchlos und doch recht anmutig ist das Stimmungsbild „Lorelei“; schmurrige Burlesken sind die zwei folgenden Stücke „Etwas vom Böten“ und die „Thüringischen Kartoffellöse.“ Das hübscheste Stück aber ist ohne Zweifel das Märchen „Baldfräulein Hechta,“ das mit vielem Glück den echten Märchentont trifft, ohne dabei wie Baumbachs Märchen ein geistreich-symbolisches Spiel zu treiben. Ob der traurige Schluß des

„Waldfräulein“ nicht durch einen befriedigenderen ersetzt werden sollte, denn das echte Märchen ist nicht grausam, sondern befriedigt seinen naiven Hörer, wäre zu bedenken. Uns schien es, daß der arme Hirte, der der Versuchung anheimfällt, lieber begnadigt werden sollte; etwa so, daß sich Waldfräulein und Annemarie schließlich als eins zeigen oder dergl.

John Grand-Carteret, Crispi Bismarck et la Triple-Alliance en caricatures. Paris, Ch. Delagrave

Mit der Zusammenstellung von Karikaturen auf Bismarck hat der Herausgeber viel Glück gehabt. Die vorliegende Fortsetzung wird ohne Zweifel in Frankreich und bei der unzurechnungsfähigen Gesellschaft „radikaler“ Italiener manchem Vergnügen bereiten, darüber hinaus dürfte die Persönlichkeit kaum gleiches Interesse erregen, geschweige die Art der Verpötlung. Grand-Carteret weiß den italienischen Karikaturenzeichnern viel Gutes nachzusagen, allein wir gestehen, ihre Leistungen an Witz oft mehr als mäßig, ihren Geschmack mitunter recht bedauerlich zu finden. Die Blätter, die am meisten berücksichtigt worden sind, Don Chisciotte, Fischietto und dergl., hassen den Staatsmann, der mit Garibaldi nach Sizilien gezogen ist, aber zu verständig und patriotisch war, um dessen spätere Irrfahrten mitzumachen, sie hassen ihn, weil er Italien nicht Frankreich ins Schlepptau hängen wollte. Der Haß aber verfügt selten über wahren Witz. Crispi, der Verräter an der Freiheit, Crispi, abtrünnig dem Helden Garibaldi, Crispi als Marionette oder Affe Bismarcks, Crispi, dessen Bewerbungen von der als Kokotte gekleideten französischen Republik schände zurückgewiesen werden — an diesem ewigen Einerlei Gefallen zu finden, dazu gehört doch ein wenig Ranküne, von der frei zu sein der Herausgeber versichert. Und nun gar so ekelhafte Bilder, wie die nackte Flora mit Crispis, die Cirkusreiterin mit Grimaldis Kopf und dazu der zotige Text! Über den gestürzten Gegner ergießt sich dann der Hohn recht unedel; Crispi, der sich selbst die Treppe hinunterwirft im Kladderadatsch, ist witziger als alle gleichzeitigen italienischen und französischen Karikaturen. Daß sich Grand-Carteret für einen unparteiischen Geschichtschreiber hält, glauben wir ihm gern: er ist so unparteiisch, wie er es als Franzose von heute zu sein vermag. Er „verkennt nicht Crispis Bedeutung,“ obgleich dieser kein antiker Charakter ist, „mehr auf die Erhaltung seiner Macht als auf das öffentliche Wohl bedacht.“ Denn „Frankreich, was man auch sagen oder thun möge, ist im ganzen das Land der reinen Unparteilichkeit, der edeln und erhabenen Gefühle.“ Wenn nur nicht jeder Boulevardschwäger die Macht hätte, diese edeln Gefühle zum Schweigen zu bringen!



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig